

entschuldigenden Schulterzucken, jetzt ist der Motor endgültig abgesoffen, komm ins Haus, wir müssen noch ein bisschen warten.

Ich kann nicht mehr warten, rief die Frau wütend oder verzweifelt, da kann ich mich nie entscheiden, mal stelle ich es mir so vor, mal anders, aber das mit dem Nicht-mehr-warten-Können stimmt, das hat sie gesagt, ich kann nicht mehr warten, wir müssen sofort los, sonst kommt das Kind noch auf der Straße, ich hätte es wissen können, diese Schwangerschaft hat mir von Anfang an nichts als Schwierigkeiten gemacht. Geh und weck Otto, aber schnell, beeil dich, ich glaube, es ist sogar zu spät für einen Krankenwagen.

Otto Stegmüller, unser Nachbar, ein Riese oder, wie Omi sagte, ein *Muglmann*, war jahrelang Mitglied bei der Freiwilligen Feuerwehr gewesen, er war an Alarmsituationen gewöhnt und sofort zur Stelle. Neben ihm her lief seine Frau Friedel, sie wünschte der Frau, die Geburt möge unter einem guten Stern verlaufen, und half ihr in Ottos Mercedes, der, wie erwartet, sofort ansprang. Später würde er mich immer wieder in die Wange kneifen und sagen, du warst mein dringendster Einsatz, Anne, darauf kannst du dir was einbilden.

Wie dringend der Einsatz tatsächlich gewesen war, stellte sich erst heraus, als die Frau im Krankenhaus angekommen war und die Hebamme sie an einen Wehenschreiber angeschlossen hatte. Sofort wurden Vorbereitungen für einen Notkaiserschnitt getroffen, denn ich hatte die Nabelschnur um den Hals und meine Herztöne setzten bereits aus. Zehn Minuten später, sagte der Arzt, wäre es möglicherweise zu spät gewesen. Es kann also sein, dass ich es wirklich Otto Stegmüller zu verdanken habe, dass ich lebendig auf die Welt gekommen bin, Otto Stegmüller und dem guten Stern oder Omis Gebeten oder auch dem Schutzengel, der vielleicht doch noch rechtzeitig eingetroffen war. Auch wenn ich leider nicht der ersehnte Junge war, aber das hatten sie schon vor meiner Geburt gewusst.

Der Frau, die jahrelang *unsere* Mutter war, bevor sie nur zu *meiner* Mutter wurde, wäre es anders vielleicht ganz recht gewesen, sie hatte schon das erste Kind nicht gewollt, geschweige denn mich, das zweite. Es war ihr einfach passiert, weil sie wegen ihrer Neigung zu Krampfadern die Pille nicht nehmen durfte, das war zu gefährlich, und wenn man sich auf die fruchtbaren und unfruchtbaren Tage verlässt, ist man verrätzt, merkt euch das. Sie war einfach keine Frau, die Kinder wollte. Oft genug hat sie zu uns gesagt, Kinder sind eine Last, und die Schmerzen bei der Geburt, das kann sich niemand vorstellen, der es nicht mitgemacht hat. Die Natur habe es nicht umsonst so eingerichtet, dass nicht die Männer

Kinder kriegen, sondern die Frauen, nur die seien dumm genug dazu.

Nun, immerhin sind ihr bei meiner Geburt diese Schmerzen erspart geblieben, zumindest weitgehend.

Jesus, Maria, ein Kind mit einer Nabelschnur um den Hals, das ist kein gutes Zeichen, sagte ihre Mutter, als sie nachmittags kam, früher hat man gesagt, solche Kinder haben schon von Anfang an kein Glück, und dann schlug sie schnell ein Kreuz, als könnte sie damit ihre Worte ungesagt machen.

Die andere Tochter, die ihren Status als »die Kleine« an mich verloren hatte und von nun an nur noch Marie oder bestenfalls Mariechen hieß, hatte sie zu Hause gelassen, in der Obhut von Friedel Stegmüller, Ottos Frau. Diese sagte, als sie mich auf der Frühchenstation sah, wo ich die ersten Tage wegen einer Herzrhythmusstörung lag, ach Gott, ist das Würmchen winzig und dünn, die hat ja Arme und Beine wie Streichhölzer. So hat sie es mir später jedenfalls erzählt, ein Würmchen warst du, mit Armen und Beinen wie Streichhölzer.

Was meine Großmutter und mein Großvater aus dem Bayerischen Wald sagten, als sie am Tag darauf mit Schinken und Speck, mit getrockneten Pilzen und selbstgekochter Marmelade zu Besuch kamen, weiß ich nicht, die Bodenmais-Oma hat vermutlich gesagt, ich werde für das arme Dingelchen beten, und der Bodenmais-Opa hat wohl geschwiegen, wie er immer geschwiegen hat. Erst später, nach ihrem Tod, hat er angefangen, ständig vor sich hin zu murmeln. Bei einem unserer Besuche bei ihnen hatte ich das Gefühl, er würde mit seiner toten Frau sprechen, aber Tante Lisbeth, Onkel Karls Frau, hatte nur geseufzt und gesagt, er wird langsam wirr im Kopf, es ist ein Kreuz mit ihm.

Da war ich nun also auf die Welt gekommen, auch wenn ich auf der Frühchenstation lag und nicht im Körbchen neben ihrem Bett. Aber das wird sie nicht gestört haben, sie war erschöpft, sie hatte eine Operation hinter sich und war bestimmt froh, dass sie in Ruhe schlafen konnte, ohne sich um einen kleinen Schreihals kümmern zu müssen. Und vermutlich war sie erleichtert, dass sie vor ihrem Mann und ihrer Mutter den Kaiserschnitt als Ausrede für ihre Entscheidung benutzen konnte, das Kind nicht zu stillen, schließlich wollte sie sich nicht dem Vorwurf aussetzen, eine Rabenmutter zu sein. Ich bin fix und fertig von der Operation, wird sie gesagt haben, da will ich mir nicht auch noch das Stillen antun.

Den Schwestern und Ärzten gegenüber hatte sie, obwohl diese gar nicht versuchten, sie umzustimmen, vielleicht behauptet, beim ersten Kind eine extrem schmerzhafteste Brustentzündung gehabt zu haben, das wolle sie auf keinen Fall noch mal erleben, deshalb habe sie beschlossen, das Kind nicht zu stillen. Der wirkliche Grund wird

jedoch gewesen sein, dass sie auf diese Art schon nach sechs Wochen zur Bank zurückkehren konnte. Sie ist immer lieber in der Bank gewesen als zu Hause, zumindest früher war das so, und ein Baby, das nicht gestillt werden musste, konnte man getrost der Fürsorge seiner Großmutter überlassen, einem Kind das Fläschchen geben und seine Windeln wechseln kann schließlich jeder. So hatte sich der Kaiserschnitt nachträglich noch als Wohltat erwiesen.

Und ich lag, stelle ich mir vor, in meinem Bettchen und war vollauf damit beschäftigt, die Luft an meiner Haut zu spüren, das ungewohnte Schaben der Hemdchen und Jäckchen, die feuchte Wärme der Windeln. Ich hatte genug damit zu tun, Atem in meine Lungen zu saugen und wieder auszustoßen, die unbekannt Gerüche einzuatmen, die mich in den Nasenlöchern kitzelten, und gegen das neue Licht zu blinzeln, das manchmal durch die Schatten vorbeihuschender Krankenschwestern unterbrochen wurde. Ich nehme an, dass Neugeborene am Anfang nichts anderes tun, als Gerüche und Farben und Empfindungen wie warm und kalt, feucht und trocken, weich und rau zu sammeln, um sie sich für ihr späteres Leben einzuprägen, jeder Lufthauch muss wie ein Tornado sein, jeder Sonnenstrahl grell wie eine lodernde Flamme, jeder Geruch eine verwirrende Sensation.

Ich glaube nicht, dass ich mich nach ihr geseht habe, warum hätte ich das auch tun sollen? Die Schwestern versorgten mich mit allem, was ich brauchte, mit Wärme, mit Pflege, mit Nahrung, es fehlte mir an nichts, und bestimmt hatte ich in den gut acht Monaten meiner vorgeburtlichen Existenz bereits durch die Nabelschnur ihren Unwillen mitbekommen, jedenfalls kann ich mir nicht vorstellen, dass ich mich nach ihr sehnte, ich sehne mich auch heute nicht nach ihr.

Ich halte die berühmte Mutterliebe für ein Märchen, für eine sentimentale Wunschvorstellung, ich glaube nicht, dass jede Mutter ihr Kind liebt und jedes Kind seine Mutter. Auch in der Natur ist es nicht so, dass alle Muttertiere jeden einzelnen ihrer Nachkommen automatisch annehmen und gut versorgen, auch in der Natur wird die Mutterrolle zuweilen verweigert, und nicht nur im Zoo passiert es, dass Jungtiere von ihren Müttern im Stich gelassen werden und sterben, wenn sie nicht von Menschen gefunden und aufgezogen werden. Obwohl man, was den Zoo betrifft, natürlich argumentieren könnte, dass Tiere in der Gefangenschaft ungewöhnliche und unnatürliche Verhaltensweisen entwickeln. Aber wer kann schon sicher wissen, welche Verhaltensweisen Menschen unter bestimmten Lebensumständen entwickeln?

Nein, ich glaube nicht, dass ich mich nach ihr geseht habe. Vielleicht nach Omi, obwohl ich sie noch nicht kannte, ich hatte ihr Gesicht ja höchstens durch die Scheibe gesehen und konnte zu

diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen, welche Rolle sie für mich spielen würde. Natürlich weiß ich, dass Neugeborene noch nicht fixieren können, trotzdem bin ich überzeugt, dass sich, als wir uns zum ersten Mal sahen, unsere Blicke trafen und ich sofort spürte, dass ich für sie bestimmt war. Was sie empfand, werde ich wohl nie erfahren, denn natürlich habe ich sie kein einziges Mal danach gefragt, vielleicht weil ich nicht auf die Idee gekommen bin, vielleicht aber auch, weil ich Angst vor ihrer Antwort hatte. Trotzdem bin ich überzeugt davon, dass ich gleich beim ersten Sehen ihr Bild gierig in mich aufzog. Ich halte es sogar für möglich, dass mir, trotz der Glasscheibe, schon ihr Geruch nach Kampfer und Franzbranntwein in die Nase stieg und ich sie später, als sie mich das erste Mal auf dem Arm hielt, daran erkannte.

Jedenfalls gehörte ich vom ersten Moment an ihr. Ich liebte sie und wollte von ihr geliebt werden. Doch da gab es ja noch Marie. Marie hatte einen Vorsprung von drei Jahren, den konnte ich nicht aufholen, nie, sosehr ich es auch versucht habe. Dafür war Marie zu schön, zu besonders und zu willensstark.

Zwei

Die Geschichte von Marie und mir hätte natürlich auch ganz anders anfangen können, vermutlich gibt es Hunderte verschiedener Anfänge für die gleiche Geschichte, es kommt darauf an, von welchem Gesichtspunkt aus man die Sache betrachtet und welchen Moment des Einstiegs man wählt. Marie würde vielleicht mit einer ganz anderen Geschichte anfangen, mit der von der Goldmarie.

Sie war siebzehn, bald achtzehn, als sie eines Abends durch die Straßen lief, die roten Haare unter der Kapuze ihres Sweatshirts verborgen, die Hände tief in den Hosentaschen. Es war dunkel, obwohl es noch gar nicht so spät war, am Bahnhof in Pasing, wo sie oft ihre Zeit verbrachte, hatte sie noch jede Menge Leute getroffen, da war noch was los gewesen, da hatten die Leute sogar um diese Uhrzeit noch etwas vor, aber hier war kaum jemand auf der Straße. Hier trieben sich die Menschen nicht mehr draußen herum, wenn es dunkel wurde, hier zogen sie sich bei Sonnenuntergang in ihre Höhlen zurück und begnügten sich damit, gelangweilt die Knöpfe der Fernbedienung zu drücken. Hier ist der Hund begraben, dachte sie, und nicht nur der Hund, ganz Allach ist ein einziger Friedhof voller lebender Leichen und niemandem fällt es auf.

Die Laternen malten helle Lichtkreise auf das Pflaster, es regnete nicht mehr, aber die Straßen waren noch nass, in Löchern und Vertiefungen standen kleine Pfützen, in denen das Licht zu tanzen versuchte. Sie hielt den Kopf gesenkt, hatte den Blick auf den nächsten Lichtkreis gerichtet und ging mit zögernden Schritten darauf zu, immer wieder stockend, als müsste sie gegen eine unsichtbare Wand ankämpfen, als hätte sich ihr innerer Widerstand nach außen verlagert, als wollte sie nicht wirklich vorwärtskommen. Doch dann sprang sie plötzlich leichtfüßig wie ein Kind in den nächsten Lichtkreis, der aus dem Schatten auftauchte wie eine andere Welt, wie ein Versprechen auf ein anderes Leben, und einen Moment lang stand sie lichtübergossen da, eine Goldmarie im Schein der Straßenlaterne, und dabei wusste sie doch genau, dass sie keine Goldmarie war, keine verwunschene Prinzessin, die irgendwann erlöst werden konnte, und auch kein Aschenputtel, das darauf wartete, dass ihr der Prinz den Schuh hinhielt.

Wie sie sich ihren Prinzen vorgestellt haben könnte? Keine Ahnung, wir haben uns schon damals nichts mehr erzählt.